Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 264 Bydgoszcz / Bromberg, 18. November 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(4. Fortsetzung.) ——

„Enpalme!" brüllt der Schaffner des internationalen Zuges Nogales—Mexiko City bei Morgengrauen durch die Wagen. Unberührt davon bleibt nur der vornehme Pullmanwagen, hinter dessen dunkelroten Vorhängen die Luxusreisenden weiterhin ihren fernen Zielen entgegenträumen. In den samtenen, verblichenen Abteilen der ersten Klasse recken sich die spärlichen Fahrgäste mit einem so abgründigen Gähnen, wie es nur vom Urlaub heimkehrende amerikanische Mineningenieure zuwege bringen. Es ist, als wollen sie die ganze Eintönigkeit und Langeweile des vor ihnen liegenden Jahres vorweggähnen. Aber in der zweiten Klasse wirkt der langgezogene Ruf des Schaffners wie ein Griff in einen Ameisenhaufen. Mit Verwünschungen beginnt die Jagd nach den einzelnen Bekleidungsstücken, wenn sich zu einem rechten Schuh der dazugehörige linke nicht finden lassen will. Schwere Einkaufstaschen mit schreienden amerikanischen Aufschriften sausen aus dem Gepäcknetz auf die eingezogenen Köpfe der Glücklichen, die für die lange Nachtfahrt einen Sitz auf der Bank haben ergattern können. Hier sucht einer seinen „nagelneuen" Sombrero, der ihm gegen einen alten Veteranen umgetauscht wurde, da schwört einer, daß noch am Abend in der Revolvertasche seines Ledergurts eine Pistole gewesen sei, dort findet eine braune Señorita in dem Paket mit den gestern aus Nogales Arizona geschmuggelten Seidenstrümpfen unglaublicherweise eine Handvoll glitschiger Bananenschalen. Und jeder schwört, flucht und verwünscht mit aller ihm zu Gebote stehenden Lungenkraft seinen lieben Nachbarn, der diese Verdächtigung mit dem gleichen Brustton der Überzeugung zurückweist.

Nun wird auch ein einsames Menschenbündel in einer Ecke des Waggons lebendig. Eine gebräunte Hand wühlt sich mühsam aus der Decke, streckt sich, bis sie am wolligen Kopf eines Mulatten auf Widerstand stößt. Ein blonder Schopf erscheint oben aus der warmen Hülle, ein paar verschlafene Augen, eine verdrückte Nase. Ein tiefer Atemzug wölbt die Decke, dann fährt ein blitzschneller Griff nach dem Fenster, das klirrend heruntersaust. Ohne auf das Gezeter der besorgten Mütter zu achten, steigen ein paar lange Beine über die Menschenbündel zum nächsten Fenster. Und schon hängt der ganze Oberkörper in der frischen Luft des Morgens, während über dem Rücken dicker Brodem von Rauch und schlechter Luft aus dem Wagen kriecht.

Mit einem Ruck, der die letzten Schläfer aus ihren Träumen reißt und das Chaos im Waggon noch vermehrt, hält der Zug in Enpalme. Aus den zwei letzten Wagen quillt ein Trupp verdrückter Leinenanzüge, der sich durch die lässig umgehängten Gewehre als die Bedeckungsmannschaft des Zuges verrät. Auch Vic Kroll, der lufthungrige Reisende der zweiten Klasse, verläßt das Gefängnis, erwehrt sich mit Mühe des Ansturms der Milchkaffeehändler und läuft auf dem kurzen Bahnsteig seine verkrampften Füße gerade.

In dem aufleuchtenden Morgenhimmel stehen die feingegliederten Silhouetten der Fächerpalmen. Leichter Morgenwind weht über Körbe voll Tomaten, die des Abtransports nach den Staaten harren, sättigt sich mit ihrem frischen würzigen Geruch, der sich mit dem Duft aus den Hyazinthengärten und mit dem belebenden Salzhauch des nahen Meeres mischt. Eine kurze Nachtfahrt, die durch den tiefen Schlaf auf eine knappe Stunde zusammengeschrumpft scheint, trennt die glühende und eisige Sand-, Stein- und Kakteenwüste von Nogales von diesem tropischen Garten am Ufer des Golfs von Kalifornien.

Zwei schrille Pfiffe jagen Vic in den Waggon zurück, rüttelnd setzt sich der Zug in Bewegung. Ein niedriger, natürlicher Küstendamm begleitet die Schienen, bricht dann jäh ab und öffnet mit einem Schlag dem entzückten Blick die Aussicht auf den regungslosen Smaragdspiegel des Golfs von Guaymas. Und allmählich entschleiert sich die Stadt, die den Golf im weiten Halbkreis umsäumt, eng gedrängt zwischen dem Strand und dem steilen Abfall des Küstengebirges. —

Vic schlendert durch die winkeligen Gassen des Chinesenviertels von Guaymas, zieht ein Schreiben aus der Tasche und prägt sich zum zehntenmal den Namen „Sing Lo" ein. Komisch, wie die Namen dieser Chinesen einander gleichen, genau so wie die Leute selbst und wie diese ebenerdigen Häuser. Schmunzelnd erinnert er sich eines Erlebnisses in Chile. In Valparaiso hatte ihm vor Jahren ein Chinese eine große Gefälligkeit erwiesen, ohne daß er Gelegenheit fand, ihm dafür zu danken. Monate später hatte er ihn wieder zufällig in Antofagasta getroffen, war mit allen Zeichen lebhaftester Freude auf ihn zugeeilt, um seine Dankesschuld abzustatten. Der Chinese hatte ihm mit seinem geduldigen Lächeln zugehört, ohne ihn zu unterbrechen, hatte sich von Lokal zu Lokal schleppen lassen und ihn schließlich in sein prachtvolles Heim eingeladen. Drei Tage war er von dem reichen Kaufmann aufs freigebigste bewirtet worden und hatte dann erst durch einen Zufall herausgefunden, daß der Chinese von Valparaiso und der Chinese von Antofagasta zwei ganz verschiedene Chinesen gewesen waren, die einander nicht einmal kannten. Wie hatte er nur geheißen? Gong Li? Nein! Sing Lo?

Aus den offenen Türen der Steinhütten, die einander gleichen wie ein Ei dem andern, kommt der Geruch frischgeplätteter Wäsche. Das Wäschewaschen ist auf dem ganzen amerikanischen Kontinent das Monopol der Chinesen. Auch Sing Lo ist Besitzer einer solchen Lavanderia. Und richtig, hier steht ja schon auf einer roben Holzleiste der Name des Gesuchten und darunter leuchten die Drachenpranken der chinesischen Schriftzeichen.

„Entla, Señol!"

Vieles haben die Chinesen ihren weißen Lehrern abgelernt und abgelauscht, aber die Aussprache des „R" ist ihnen ein Geheimnis geblieben und gibt ihrem Spanisch etwas kindlich Ungeschicktes.

„Ich habe einen Brief für Sie!" übergab ihm Vic das Schreiben Ashlys. Mit einem tiefen Bückling ersuchte ihn Sing Lo weiterzugehen und stieß die Tür zum Nebenraum auf, wo ein hünenhafter Weißer, mit Tätowierungen bedeckt, auf das Waschen, Trocknen und Plätten seiner gesamten Garderobe geduldig wartete.

Der nächste Raum glich einem Wäscheladen. Bis auf die eine Ecke, wo bescheiden die Schlafstätte des Chinesen stand, stauten sich vom Boden bis in Manneshöhe die wohlgeordneten duftenden Pakete der gereinigten Wäsche.

Sing Lo hatte sich mit einer mächtigen Brille bewaffnet, den Brief geöffnet und sorgsam durchgelesen. „All right!" murmelte er wohl noch unter dem Eindruck des englisch geschriebenen Briefes und trippelte zu einer schmalen, steilen Hühnerleiter, die aus einer Ecke des Raumes auf den Boden zu führen schien. „Come on!" Auf ein Klopfzeichen öffnete sich die Falltür am oberen Ende der Leiter und vier neugierige Chinesenköpfe tauchten aus dem Halbdunkel auf. Das lebhafte Gezwitscher zwischen den fünf Leuten blieb Vic zwar unverständlich, doch konnte er aus den neugierigen, prüfenden Blicken erkennen, daß er als der Erwartete vorgestellt wurde.

„Das ist Wang Li aus Kanton", beginnt der Vermittler nun auch die Vorstellung in spanischer Sprache, aber Vic schneidet ihm mit einer energischen Handbewegung das Wort ab.

„Strengen Sie sich nicht an, ich merke mir die Namen ohnedies nie." Er holt einen Block aus der Tasche, reißt vier Blätter ab und schreibt auf jeden einen Namen „You are Freddy!" nimmt er den einen Chinesen beim Arm und drückt ihm einen Zettel in die Hand, „Freddy! What's your name? You?" Sein Zeigefinger tippt energisch auf die Brust der kichernden Chinesen.

„Freddy!"

„Goddam!" knirscht Vic, nimmt dem Chinesen das Blatt ab, wirft es und das andere, auf dem Harry steht, weg, ehe aus dem Harry ein „Hally" wird, und beginnt von neuem die erste Unterrichtsstunde.

„You are William, you — Tommy, you — Eddy and you Billy."

„Halt, halt!" mischt sich der alte Chinamann in die Wiedertaufe, „das ist ein goell!"

„Was!" fragt verständnislos Vic und tippt dem letzten Chinesen auf die Brust. „Oh, verzeihen Sie", sein Finger fährt erstaunt zurück, „das ist ja ein Girl, ein Mädchen. You — Bessy!" kneift er sie in die Wange und wendet sich wiederum dem Alten zu. „Ehrwürdiger, ganz uralter Vater", fragte er in leiser Erinnerung an den chinesischen Knigge, „warum müssen diese vier lieblichen Blüten des Reiches der Mitte in diesem heißen Vorhof der Hölle versteckt bleiben?"

Sing Lo machte einen tiefen Bückling und erklärte Vic noch viel umständlicher und blumenreicher, daß aus alter Erfahrung diese Vorsicht nötig sei, weil die Fänge der amerikanischen Grenzpolizei bis hier herab in die pazifischen Häfen Mexikos reichten. Diese Erklärung dauerte ungefähr eine Viertelstunde, weshalb Vic aus Zeitmangel beschloß, wiederum zu den Ausdrucksformen mexikanischer Höflichkeit zurückzukehren.

In den nächsten Tagen glich das etwas ungemütliche Heim der vier Chinesen einer Theatergarderobe. Ein chinesischer Barbier entfernte jede Spur von Bartwuchs aus den Gesichtern, rasierte die schiefstehenden Augenbrauen weg und ersetzte sie durch waagerechte unverwaschbare Pinselstriche. Bei zweien wurden aus den strähnigen schwarzen Haarflechten dunkelblonde gewellte Scheitelfrisuren. Den Barbier löste ein Arzt ab, der die gelbe Hautfarbe an den Händen und Gesichtern durch Tinkturen und Bestrahlungen in ein gesundes Sonnenbraun verwandelte; eine ätzende Pinselung zauberte am Rand der Augenhöhlen Hunderte von Fältchen hervor, die im Verein mit der Kunst des Barbiers aus den schiefen Schlitzen fast europäische Augen machten.

Doch auch Kleider machen Leute. Aus einem Berg von Schachteln stiegen hochmoderne amerikanische Schuhe, Wäsche, Anzüge, Kappen und Hüte. Amerikanische Zigarettendosen, amerikanische Füllfedern, amerikanische Uhrenarmbänder, ja sogar Abzeichen eines bekannten vornehmen Chikagoer Poloklubs. Als aber diese Wunderwerke ärztlichen Wissens kosmetischer Kunst und amerikanischer Konfektion vor den prüfenden Augen Vics aufmarschierten, mußte er bedauernd feststellen, daß diese vier echten Chikago-Gents genau so aussahen — wie vier verkleidete kleine Chinesen aus Kanton.

Jetzt begann erst die Arbeit Vics. Es hieß, diesen Yankeemarionetten auch Yankeegewohnheiten einzuimpfen. Stundenlang führte er seine vier „friends" — denn auch die Chinesin war in einen Gentleman verwandelt worden — in der Abenddämmerung spazieren, zwang sie, das charakteristische Trippeln aufzugeben und mit ihm Schritt zu halten. Das verlegene Schlenkern der Arme brachte er als tüchtiger Regisseur bald dadurch zum Stillstand, daß er sie die Hände in die Rock- und Hosentaschen stecken ließ, was ebenso praktisch wie amerikanisch war. Er brach ihren verzweifelten Widerstand gegen das Kauen von Tabakpriemen, welches das allzu typische Hervorstehen der Backenknochen etwas mildern sollte. Er kämpfte einen verzweifelten Kampf gegen das verräterische „Hihi" des chinesischen Lachens. Er entdeckte eine Mischung von Tequila, Whisky und Salz, von der ein Schluck genügte, um die hohe Fistelstimme in ein besseres Flüstern zu verwandeln. Er sprach ihnen tausendmal gebräuchliche Brocken und Redewendungen vor und schlich dabei um jedes „R" herum wie die Katze um den heißen Brei. Und wenn ihn die Geduld schier verlassen wollte, genügte ein flüchtiger Gedanke an die zweitausend Dollar und an Tampico, um seine pädagogischen Talente neu anzuspornen.

Acht Tage später bestiegen vier amerikanische Gents einen Wagen erster Klasse des Zuges nach Nogales. Es mußten sehr reiche, verwöhnte Reisende sein, denn sie überließen die Verhandlungen mit dem Schaffner und den Trägern ihrem Reisemarschall, der auch die Ankunft der vornehmen Gesellschaft vorandrahtete; dieses Telegramm lautete: Frank Leßner, Agua Prieta, Sonara. Ankomme morgen. Vic.

*

Hundertfünfzig Kilometer östlich von den beiden Nogales liegen an der Grenze zwei andere Schwesterstädte: Agua Prieta in Mexiko, Gouglas in Arizona. Von der gleichen Kakteenwüste umgeben, sind diese beiden Städte noch schläfriger als Nogales Sonora, noch weltferner auf dem wüsten Hochplateau der Sierra Madre gelegen, ohne Hinterland, ohne internationale Bahnlinie. Etliche sechzig wellblechgedeckte Lehm- und Holzhütten drücken sich ängstlich an den Stacheldrahtzaun, der je einen Kilometer nach Osten und Westen aus dem Weichbild der Schwesterstädte hinausragt, als wollten sie bei ihrem nördlichen Nachbarn Schutz und Hilfe suchen. Wenn von Zeit zu Zeit im Süden auf den Sonorahöhen die unheildrohenden Feuersäulen der ewig unruhigen Jaqui-Indianer aufsteigen und Erinnerungen an Überfälle wachrufen, dann flüchtet ganz Agua Prieta über die Grenze hinter die Karabiner der amerikanischen Kavalleristen. Ein verlorenes Grenzdorf am Ende der Welt, die erst jenseits des Stacheldrahtes wieder beginnt.

Aus Agua Prieta führt ein schmaler Karrenweg nach Osten zu einem einsamen, großen Gehöft. An dem Lattenzaun, der die Wirtschaftsgebäude umgibt, bricht der Stacheldraht, der die Grenze begleitet, ab und setzt sich erst wieder hinter dem Anwesen ein Stück nach Osten fort. Denn der Besitz „La Frontiera" des Mexikaners Pedro liegt genau auf der Grenzlinie. Der Prohibitionsagent von Douglas meidet seit seinem letzten Reinfall das Haus wie Feuer. Damals war er machtlos inmitten höhnisch lachender Gäste in der Gaststube gestanden, vor dem großen Tisch, den ein dicker weißer Strich in eine mexikanische und eine amerikanische Hälfte teilte. Und während „in Mexiko" sich die Wein-, Bier- und Whiskyflaschen drängten, lächelten ihn von der amerikanischen Tischseite zwei unberührte Gläser Milch an.

(Fortsetzung folgt.)

„Hanauisch Westindien"

Ein koloniales Abenteuer des 17. Jahrhunderts.

Von Heinz Luedecke.

Der Wunsch nach Kolonien jenseits der Meere beschäftigte die Deutschen seit der Entdeckung der Neuen Welt, von deren Schätzen sie sich ausgeschlossen sahen. Die Kaiser aus dem Haus Habsburg hatten Besitz und Macht in Südamerika für Spanien errafft, nicht aber für ihr Heiliges Römisches Reich, das sich in Bruderkämpfen erschöpfte, und nur den deutschen Söldnern war es allerorts erlaubt, für andere Völker die Kastanien aus dem indianischen Feuer zu holen. Als dann der Dreißigjährige Krieg die nackte Armut über das ausgeplünderte Deutschland verhängt hatte, da wurde dieses koloniale Unrecht, das dem Reich geschehen war, mit um so heftigerem Schmerz empfunden. Die deutsche Not verlangte immer dringlicher nach einem gebührenden Anteil an den Gaben der fernen Himmelsstriche, und nun erwuchs die ganze bunte Fülle jener überseeischen Entwürfe und Versuche, zu denen der kühne Ausflug des Brandenburgischen Adlers nach Guinea ebenso gehört wie die phantastische Haupt- und Staatsaktion, die in verschollenen Urkunden den stolzen Titel „Hanauisch Westindien" führt.

Die Fäden, aus denen das verarmte Nachkriegsdeutschland das Netz für einen kolonialen Fischzug zu knüpfen hoffte, liefen in der „Projektenbude" des holländischen Admirals Gysels van Lier zu Lenzen an der Elbe zusammen. Gysels, der ein Leben lang der Amsterdamer Ostindischen Kompagnie gedient hatte, war aus mancherlei Gründen mit seinen früheren Brotherren und mit seiner Heimat zerfallen. Die Oranier empfahlen ihn an den Großen Kurfürsten, und der geniale Hohenzoller, der seit seiner Jugend von einer brandenburgischen Marine und von überseeischen Besitzungen nach dem Muster der blühenden Niederlande träumte, nahm den entwurzelten Seefahrer- und Kolonialfachmann in allen Ehren auf. Der Große Friedrich Wilhelm, der sich in hohem Maß als „ein getreuer Kurfürst des Reichs" fühlte, strebte danach, den Kaiser für die „indischen Sachen" zu begeistern „zur Wiederaufrichtung der Kommerzien im Heiligen Römischen Reich". So begann von Residenz zu Residenz ein verwickeltes diplomatisches Spiel, in dem der führende Mann auf kaiserlicher Seite der Markgraf Hermann von Baden war. Bayern und andere deutsche Staaten schalteten sich ein. Man unterhandelte mit Spanien und England. Man war entschlossen, das Monopol der Holländer zu brechen und einen Teil des Handels mit indischen Spezereien in deutsche Hände zu legen.

Auf dieser bewegten und gestaltenreichen Bühne erschien um 1665 ein wunderlicher Held: der kaiserliche Kommerzienrat Dr. Johann Joachim Becker. Hans Dampf in allen Wissenschaften, im Handel, in der Technik und in den Staatsgeschäften, hatte Dr. Becher Philosophie, Juristerei, Medizin und Theologie studiert. Er war Gelehrter, Kaufmann, Ingenieur und Scharlatan in einem und das getreue Abbild einer wirren, aber zukunftsträchtigen Zeit. Ein Universalgenie von ungewöhnlichen Ausmaßen, litt er an der Unrast und an der barocken Großmannssucht seines Jahrhunderts, und so zerrannen schließlich alle seine glänzenden Einfälle und sein ganzer Bienenfleiß zu nichts.

Kolonien und überseeischer Handel, — das waren Forderungen der merkantilistischen Richtung. Und deshalb witterte dieser projektenfreudige Dr. Becher Morgenluft, als sich die Anregungen aus Berlin und Lenzen zu kaiserlichen Kanzleigesprächen verdichteten. Er sammelte Nachrichten, knüpfte Kreuz- und Querverbindungen an und griff dann mutig in das langsam ratternde Getriebe der deutschen Kolonialpläne ein. Verschiedene Versuche im Dienst Leopolds I. und des Kurfürsten von Bayern schlugen fehl. Und da er mit den Großmächten kein Glück zu haben schien, befreundete er den kleinen Herrscher Friedrich Kasimir Graf von Hanau mit seinen weltumspannenden Absichten. Er fand bei diesem deutschen Dutzendfürsten, dessen Finanzen dem völligen Zusammenbruch nahe waren, ein sehr geneigtes Ohr und wurde sogleich als Gräflicher Geheimrat und Gesandter mit einem Gefolge von vier Kavalieren und mit prächtigen Geschenken aus der Hanauer Kunstkammer nach Amsterdam geschickt, um mit den „Herren Generalstaaten" über die Gründung einer hanauischen Überseekolonie zu verhandeln.

Mit der Ostindischen Kompagnie war kein Geschäft zu machen, aber mit der Westindischen Kompagnie kam Becher schnell zum heiß ersehnten Ziel. Hanau erhielt im nördlichen Südamerika, im heutigen Guayana, dreißig Meilen „wilde, feste Küste" und hundert Meilen „in die Tiefe", also rund dreitausend Quadratmeilen, zum erblichen Lehen mit allen Hoheitsrechten. Bezahlung forderten die Holländer nicht, aber der Graf mußte sich verpflichten, die „wilde Küste" in zwölf Jahren zu bebauen, die Kompagnie mit einem hohen Hundertsatz an seinem künftigen Steuergewinn zu beteiligen, seinen gesamten europäischen Handel über niederländische Häfen zu leiten und dort die üblichen Umschlagzölle zu entrichten; zudem beanspruchte die Kompagnie das Monopol auf die Einfuhr von Sklaven in das gräfliche Gebiet. Was sich die schlauen Amsterdamer dachten, als sie diesen Vertrag entwarfen, ist klar: der Deutsche sollte in dem noch unerschlossenen Land die ganze Arbeit bewältigen, um dann die Kompagnie den merkantilen Rahm abschöpfen zu lassen.

Johann Joachim Becher kehrte am 22. April 1669 an den Hanauischen Hof zurück und schwelgte in Glückseligkeit, als nun die „Aufrichtung der ersten deutschen Überseekolonie" feierlich vonstatten ging. „Um neun Uhr vormittags", so erzählt er in seinem „Politischen Diskurs", „erschien der Herr Graf samt seinem Herrn Bruder und seiner fürstlichen Gemahlin in dem großen Tafelsaal, begleitet von vielen Edelleuten, Räten und Bedienten, und nachdem er durch einen Notar die Traktate und Ratifikationen der Westindischen Kompagnie und der Herren Staaten-General öffentlich hatte vorlesen lassen, hat er sie allda im Beisein aller Umstehenden unterschrieben und auch ratifiziert, worauf er alsobald mit Kanonen Feuer hat geben lassen; das Mittagmahl aber war sehr herrlich und köstlich zugerichtet, und es wurde weder an Traktamenten noch an allerhand Musik und Gesundheittrinken etwas erspart . . ." Becher und ein gewisser Goris empfingen aus der gnädigen Hand des neugebackenen Fürsten Hanauisch Westindien je ein Unterlehen und durften sich „Herren von Aperwake" nennen.

Das Ende des papierenen Staates folgte seiner Gründung auf dem Fuß. Während sich die beiden „Herren von Aperwake" in München redlich bemühten, die ersten Kolonisten zur Besiedlung von Deutsch-Guayana anzuwerben, geriet Friedrich Kasimir unter den Einfluß eines Schwindlers, der ihm den reizvollen Gedanken einblies, er solle seine Residenzstadt mit einer Akademie namens „Sophopolis" zieren. Der Graf erklärte sich einverstanden und bestellte zunächst einmal für neuntausend Reichstaler Wachsfiguren, mit denen er wohl die Musenmsräume des geplanten Akademiegebäudes füllen wollte. Da aber seine Staatskasse leer war, verpfändete er ein Stück seiner Grafschaft, um seine mäzenatischen Gelüste befriedigen zu können.

Durch diese sinnlose Verschwendung kam es zum Skandal. Friedrich Kasimir wurde entmündigt, und damit waren auch seine westindischen Träume endgültig ausgeträumt. Niemand war da, um den Vertrag, den der Hanauische Gesandte geschlossen hatte, durch goldenes Blut zu wirklichem Leben zu erwecken, und also sank die deutsche Kolonie „zwischen dem Orinoko und dem Amazonas" in das von Staub und Moderduft durchwehte Grabgewölbe der Geheimen Staatsarchive. Nur Dr. Johann Joachim Becher, der geistige Urheber dieser Tragikomödie, wurde bis zu seinem frühen Tod nicht müde, dem kranken Vaterland immer wieder zuzurufen: „Wohlan denn, tapfere Deutsche, macht, daß man auf dem Atlas neben Neu-Spanien, Neu-Frankreich und Neu-England in Zukunft auch Neu-Deutschland finde! Es fehlt euch so wenig an Verstand und Resolution, solches zu tun, wie den anderen Nationen, ja, ihr habt alles, was dazu nötig ist. Ihr seid Soldaten und Bauern, ihr seid wachsam und arbeitsam, fleißig und unverdrossen. Wohlan denn, tapfere Deutsche!"

Die Weisheit der Zeitalter.

Nal, das Knäblein war gestorben.

Kisapotami, die junge Mutter, ging trauernd durch das Dorf Bengalens. Ihre Seele weinte um das Kind. Es war ihr erstes und einziges gewesen. Die Freude ihrer Tage und Nächte.

Reglos lag das Körperchen Nals in der Hütte. Sein Mund lächelte nicht mehr, die heiteren Augen öffneten sich nicht mehr. Diese fleischigen Händchen lagen ohne Bewegung.

Still versunken betrachtete Kisagotami ihr schlafendes Kind, das nicht mehr erwachen sollte. Lange saß sie so da. Da erblühte aus ihrem Schmerz, aus ihrer Sehnsucht und Liebe ein Gedanke, der sie mit Hoffnung erfüllte.

Im Dorf stand ein heiliges Steinbild des großen Buddha, der da viele Gewalt hat über den Tod und das Leben. Buddha, der Gütige, er würde Nal zum Leben erwecken, wenn sie ihn darum anflehte.

Kisagotami nahm den kleinen Körper des toten Söhnleins an ihre Brust und trug ihn vor das heilige Steinbild. Dort legte sie ihn nieder. Dann sprach sie ein Gebet. Sie erflehte vom gütigen Buddha, daß er Nal ihr wiedergebe.

„O Herr," flehte Kisagotami, „gib mir mein Kindlein wieder! Gib einer Mutter Glück und Wonne wieder! Gib ihr das Licht ihres Lebens wieder. Erhöre mich, großer, edler Buddha!"

Da tat das heilige Steinbild den Mund auf und Kisagotami vernahm: „Geh' hin, o meine Tochter, und bring' mir ein Senfkorn! Es soll aus einem Hause Indiens kommen, das der Tod niemals betrat. Dann will ich dein Kind zum Leben erwecken!"

Kisagotami dankte Buddha und eilte hinweg, das Senfkorn zu suchen.

Voll Hoffnung lenkte sie ihre Schritte dahin und dorthin. Viele Senfkörner wurden ihr gegeben in vielen Häusern Indiens, aber überall, bei Reichen und Armen, wurde ihr gesagt: „Der Lebenden sind wenige, der Toten viele!" Denn der Tod war in jedem Hause und hatte ein Geliebtes fortgenommen: ein Kind, einen Diener, eine Mutter, einen Vater, eine Frau, einen Gatten.

Müde und ohne Hoffnung kehrte Kisagotami nach weiter Wanderung und vergeblicher Suche in das Dorf zurück, darin ihr Kind gestorben war. Sie hatte das Senfkorn für den gütigen Buddha nicht gefunden. Demütig und in ihr Geschick ergeben, verneigte sie sich vor dem heiligen Bilde. Denn ihrer Seele war das Wissen aufgegangen, daß in dieser Welt jedem Menschen ein Maß von Kummer zugeteilt sei, und daß keiner lebe, der nicht den Verlust eines teuren Angehörigen oder Freundes zu beklagen hätte.

Voll Demut und in ihr Geschick ergeben, verneigte sich die junge Mutter vor dem heiligen Bilde.

Sie hatte früh die Weisheit der Zeitalter erfahren: das Leiden.

Maternus.

Das Gürteltier beim Tunnelbau.

Hunde jagen eine lebende Kugel.

Von Herbert Paatz.

Ein Reiter raste über die Pampas. In Europa müssen die Reitwege sich zwischen Landstraße und Äcker zwängen. In Südamerika aber ist das weite Land eine lange, breite, endlose Reitbahn. Lauf, mein Pferdchen, lauf!

Aus! In weitem Boden flog der Reiter aus dem Sattel, und das Pferd lag da — ein Bein gebrochen. Die Gürteltiere graben sich Gänge durch den Pampaslehm, und in einen solchen Gürteltiertunnel war das Pferd getreten. Die verdammten Gürteltiere! Wie die Maulwürfe durchwühlen sie den Boden und machen das Reiten zur Qual. Das Pferd ist hin. Ein gebrochenes Bein heilt nicht mehr, ein Gnadenschuß ist nötig!

In der nächsten Nacht, bei Vollmond, sammelten sich die Farmer mit Hunden. Die Gürteltiere muß man ausrotten. Es ist eine Schande, wie die Biester den Boden aufwühlen. Sonst sind es ja harmlose Tiere, die sich friedlich von Termiten, Ameisen, Würmern und Schnecken ernähren. Größeren Tieren tun sie nichts zuleide, es sei denn, daß diese schon tot sind. Manche sind schon lange tot, und es stinkt gen Himmel.

In der Nacht haben die Gürteltiere Ausgang. Das wußten die Farmer, und so gingen sie auf Jagd. Südamerika hat eine ganz ausgefallene Tierwelt, da kommt nur noch Australien mit. Die Gürteltiere haben ein dickes Fell, ihre Lederhaut verknöcherte und hat nur noch einen hornigen Überzug. Es sind die einzigen Säugetiere mit Hautskelett. Die Insekten haben noch radikalere Erfindungen. Die Säugetiere tragen ihre Knochen innen, damit Muskeln und Organe eine Stütze finden. Die Insekten verlegten ihr Skelett nach außen. Das gibt Halt, und außerdem ist man immer gepanzert, allerdings auf Kosten der Beweglichkeit. Die Gürteltiere ließen auch die Knochen auf Rücken und Kopf wachsen, aber so radikal sind sie nicht, daß sie die inneren Knochen aufgeben. Der Panzer drückt und verhindert behende Bewegungen. So kann die Gürtelmaus, das kleinste der Gürteltiere, nicht die Füße heben. Sie latscht und schleicht durch die Steppe.

Die gewöhnlichen Gürteltiere sind aber flinker, als sie aussehen. Das merkten die Farmer. Als sie einige erblickten, rannten sie ihnen nach, konnten sie jedoch nicht einholen. Mit den Hunden kamen jedoch die Gürteltiere nicht mit. Doch was nutzt alle Schnelligkeit, wenn die Zähne nicht in den Gürtelpanzer eindringen können. Nun versuchten die Hunde, die Gürteltiere mit der Schnauze im Rennen umzustoßen. Es ging! Der weiche Bauch hat keinen Panzer. Die Gürteltiere verendeten schnell.

Die Farmer wollen sich nicht von den Hunden beschämen lassen. Einer sah, daß ein Gürteltier sich schnell eingraben wollte. Das ging wie der Blitz. Der Farmer griff zu und konnte noch gerade den Schwanz erwischen. Nun zog er aus Leibeskräften. Aber das Tier in der Erde stemmte sich gegen die Tunnelwand und ließ sich nicht herausziehen. Kräfte haben die Viecher! Ein zweiter Farmer kam hinzu und half mit ziehen. Umsonst. Das Gürteltier hält den Weltrekord im Stemmen. Doch die Farmer wußten sich zu helfen. Einer hielt es am Schwanz fest und der andere grub das Tier aus. Dann ging es. Wenn nur einer graben würde und keiner festhalten, das Tier könnte niemand bekommen. Kein Tier und kein Hund kann so schnell graben, wie ein Gürteltier verschwinden kann.

Die Hunde hatten bald die Technik beim Jagen heraus. Einholen, anstoßen, umkippen und dann die Zähne in den Bauch jagen. So werden Gürteltiere getötet. Aber dann kamen sie an einen Spitzbuben. Das Kugelgürteltier dachte nicht an Flucht. Kopf, Füße, Rücken und Schwanz werden so geschickt zusammengerollt, daß die Hundezähne keinen Platz haben, um einzuhauen. Wir kennen das vom Igel, nur hat das Kugelgürteltier keine Stacheln. Die Hunde spielen Fußball mit der lebenden Kugel, geifern vor Wut, aber das Kugelgürteltier behält die Ruhe.



Bunte Chronik



Selbstmord nach dem dreizehnten Kind.

In Frankreich pflegt man viel Wesens aus der staatlichen Fürsorge für Kinderreiche zu machen. Man hätte gerade angesichts der hartnäckigen Geburtenmüdigkeit des französischen Volkes auch allen Grund dazu, die materielle Lage der kinderfreudigen Familie zu erleichtern. Die nachstehende Pariser Meldung beweist, daß auf diesem für das ganze Volk lebenswichtigen Gebiet der staatlichen Fürsorge noch manches im argen liegen muß:

In einem kleinen Dorf bei Angoulême spielte sich dieser Tage eine erschütternde Familientragödie ab, deren einzige Ursache zu großer Kinderreichtum ist. In dem kleinen Ort lebte ein Bauer, dem es nicht allzu gut ging. Jedes Jahr gebar ihm seine Frau ein Kind. So erfreulich dieser Zuwachs war, so reichten doch die Einkünfte nicht aus, um die immer größer werdende Familie zu erhalten, zumal die Frau immer nur kurze Zeit in der Wirtschaft oder auf dem Acker mithelfen konnte. Man ließ der Familie zwar Unterstützung zuteil werden, aber diese reichte nicht aus. Als im vergangenen Jahr die Bäuerin, die brave Frau Chatain, das 11. Kind gebar, zeigten sich schon angesichts der immer furchtbarer werdenden Notlage schwere Depressionszustände bei dem Mann, der seinen Nachbarn erklärte, er würde sich das Leben nehmen, wenn seine Frau noch ein Kind bekäme. Im Sommer teilte ihm seine Frau mit, daß sie wiederum ein Kind erwarte. Dieser Tage kam sie nieder, und es war nicht nur ein Kind, das sie gebar, sondern es waren gleich Zwillinge. Der Mann sprach kein Wort, küßte seine Frau und die beiden Neugeborenen, verließ das Zimmer und ward nicht mehr gesehen. Erst nach vielen Stunden fand man ihn in der Scheune aufgehängt. Zurück blieb seine Frau mit 13 Kindern. Seitens des Dorfes sollen Schritte unternommen werden, um die zuständigen Behörden zu veranlassen, die Unterstützungen so zu erhöhen, daß die Familie Chatain, ihres Ernährers beraubt, weiter existieren kann.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.